Die Journalistin Katharina Höftmann, 29, zog wegen ihres Freundes Nahum, 36, nach Tel Aviv – und war dort erst mal unglücklich

Katharina Höftmann: Es war schon eine große Umstellung, in ein anderes Land zu ziehen. Anfangs vermisste ich meine Freunde, meine Familie, dass man sich nicht einfach spontan auf einen Kaffee treffen kann. Und so europäisch Tel Aviv in vielem ist, es ist eben doch Naher Osten. Eine andere Mentalität. Eine andere Kultur. Eine andere Sprache. In Deutschland bin ich wie eine Tomate unter Tomaten. Hier war ich plötzlich eine Gurke unter Auberginen. Ich weiß nicht, wie oft ich geheult habe vor Heimweh oder weil ich die sehr direkte und manchmal unhöfliche Art der Israelis zu persönlich nahm. Aber ich habe mir auch gesagt, dass ich gekommen bin, um zu bleiben. Und dass Nahum und ich schon so viel füreinander aufgegeben haben, um am gleichen Ort zu leben.

„Ich habe oft geheult vor lauter Heimweh“

Nachdem wir uns 2005 auf einer Indien-Reise kennengelernt hatten, war er mir zuliebe für drei Jahre nach Berlin gezogen, hatte sogar richtig gut Deutsch gelernt. Er fand zwar einen Job als Projektmanager, war dort aber nicht wirklich glücklich – einer der Gründe, weshalb wir 2010 nach Tel Aviv gegangen sind. Ich habe hier für deutsche Zeitungen gearbeitet. Aus einer Kolumne entstand dann mein erstes Buch „Guten Morgen, Tel Aviv! Geschichten aus dem Holy Land“ (Heyne). Inzwischen schreibe ich Krimis über den Tel Aviver Kommissar Assaf Rosenthal. Meine Erfahrungen hier dienen mir als Inspiration. Selbstständig arbeiten zu können hat mich über vieles hinweggetröstet. Am meisten geholfen hat mir aber, dass mein Mann weiß, was es bedeutet, in einem fremden Land zu leben.

Wegen meiner Arbeit fliege ich ungefähr alle drei Monate nach Deutschland. Inzwischen vermisse ich dort vieles, was ich an Israel schätze: das schöne Wetter natürlich und dass in Tel Aviv alles viel unkomplizierter und informeller ist – also gerade das, womit ich am Anfang solche Schwierigkeiten hatte, dass man zum Beispiel nicht immer alles in Höflichkeitsfloskeln verpacken muss. Trotzdem tue ich mich mit der Situation schwer. Es liegt nicht an Israel. Es liegt daran, dass man weit weg ist von allem, was man kennt, und vielen, die man liebt. Ich bin jetzt genauso lange in Israel wie Nahum damals in Deutschland, als wir beschlossen haben auszuwandern. Inzwischen überlege ich, ob wir nicht doch irgendwann zurückgehen.

Nahum Ciobotaru: Ich kann nachempfinden, wie sich Katharina manchmal in Tel Aviv fühlt, weil es mir in Berlin genauso ging. Wie hart es ist, fern von der Familie und engen Freunden zu sein. Sogar das israelische Essen hat mir damals gefehlt. Umso dankbarer bin ich, dass sie bereit war, mit mir in mein Land zu gehen. Dass das nicht immer einfach wird, war klar. Wenn Katharina Heimweh hat, tröste ich sie, so gut es geht. Meistens erinnert sie sich aber von allein an all die Dinge, die sie mittlerweile an Israel mag.

2010 spendete der Morsumer Unternehmer Ralf Zietz, 49, seiner Frau Marlies, 53, eine Niere – mit gravierenden Folgen

Ralf Zietz: Meine Frau ist die Liebe meines Lebens. Deshalb habe ich ihr eine Niere gespendet. Das klingt so selbstlos, ist es aber nicht. Wir Menschen sind von Natur aus Egoisten und tun nichts, was uns nicht auch etwas bringt. Bei mir war es der Wunsch, meine Frau nicht mehr leiden zu sehen.

Wir mussten sehr für diese Beziehung kämpfen. Sie brachte zwei Söhne in die Ehe mit, ich eine Tochter. Vor zwölf Jahren haben wir noch ein gemeinsames Kind bekommen. Dann wurde bei meiner Frau eine Autoimmunerkrankung festgestellt, die ihre Nieren schädigte. Irgendwann musste sie dreimal pro Woche in die Klinik zur Blutwäsche. Ein Arzt brachte schließlich eine Lebendorganspende ins Gespräch. Ich dachte: „Nun geht mein Traum in Erfüllung. Ich bekomme die Frau zurück, die ich kennengelernt habe.“ Marlies war nicht so Feuer und Flamme wie ich. Sie wollte auf keinen Fall, dass mir etwas passiert, dass ich als „Säule der Familie“ ausfalle. Zwischenzeitlich hatten wir entschieden, auf das Organ eines Verstorbenen zu warten. Aber dann hieß es, eine Lebendorganspende biete meiner Frau eine bessere Perspektive und das Risiko für mich sei gering. Nach einer Untersuchung sagte man uns, ich käme als Spender infrage.

Am 19. August 2010 wurde meine Niere transplantiert. Alles hätte gut sein sollen. Ist es aber nicht. Meiner Frau geht es heute besser, gesund ist sie trotzdem nicht. Ihre Grunderkrankung, *Lupus Erythematodes,* ist ja nicht geheilt. Außerdem muss sie für die Lebensdauer des Transplantats – das können fünf bis 20 Jahre sein – starke Medikamente nehmen. Ohne eine neue Niere muss sie danach wieder zur Dialyse.

Das zweite Problem: Ich bin seit der Transplantation außer Gefecht gesetzt, leide unter chronischer Müdigkeit, Gedächtnisverlust, Konzentrationsstörungen und kann kaum länger als einen halben Tag arbeiten. Eine Katastrophe. Für mein Unternehmen, für mich, für unsere Familie. Ich mache meiner Frau keine Vorwürfe. Im Gegenteil. Wir sind noch enger zusammengerückt. Mittlerweile habe ich einen Verein gegründet, um auf die teilweise gravierenden gesundheitlichen Probleme von Spendern hinzuweisen *(nierenlebendspende.com).* Es gibt nämlich viele wie mich. Mit dem Wissen von heute hätten wir uns niemals dafür entschieden, da sind meine Frau und ich uns einig. Sie hätte es einfach nicht zugelassen.

„Ich wollte meine Frau nicht leiden sehen“

Marlies Zietz: Derjenige, der eine Lebendorganspende annimmt, trägt eine unglaublich große Verantwortung für den, der das Organ gibt. Mir hat das Angst gemacht. Deshalb sagte ich den Ärzten vor der OP immer wieder: „Ich will auf keinen Fall, dass mein Mann auch nur den geringsten Schaden nimmt.“ Dass es ihm seit dem Eingriff so schlecht geht, ist furchtbar. Aber es hat uns auch enger zusammengeschweißt. Wir reden wahnsinnig viel. Anders ist so eine Katastrophe nicht zu verkraften. Vorwürfe mache ich mir nicht. Ich trage diese Niere dankbar in mir und hüte das Geschenk wie meinen Augapfel.

STARKES PAAR **Seit der Transplantation sind Marlies und Ralf Zietz enger zusammengerückt.**

FOTO: CHRISTIAN KERBER; HAARE & MAKE-UP: CAROLINE WOLF/NINA KLEIN; STYLING: VON JUNE/DORNHEGE REYES & THIELEN; HEMD: BUGATTI, SAKKO: COS, HOSE UND GÜRTEL: PRIVAT, BLUSE UND KETTE: COS, STRICKJACKE UND HOSE: PRIVAT

Anita Kaufmann, 48, ließ ihr altes Leben hinter sich, um ihrem Mann Klaus, 49, seinen Traum zu erfüllen: einen Segeltrip rund um die Welt

Anita Kaufmann: Als ich meinen Mann vor 21 Jahren kennenlernte, erzählte er mir nach wenigen Tagen von seinem Traum: einer Weltumsegelung. „Nie im Leben“, sagte ich. Die Vorstellung, in einem winzigen Boot übers offene Meer zu segeln, machte mir Angst. Jahrelang war das dann kein Thema mehr. Bis wir irgendwann dachten, dass wir unseren Kindern gern die Welt zeigen würden. Da brachte mein Mann den Törn wieder ins Spiel. Ich war skeptisch. Erst durch diverse Blogs anderer Weltumsegler wurde ich mit der Idee warm. Schließlich stimmte ich zu, unter der Bedingung, dass wir sofort abbrechen, wenn einer von uns unglücklich sein sollte.

Zwei Jahre haben wir diese Reise vorbereitet, haben alles verkauft, auch unser Haus. Wegen der Schulpflicht mussten wir uns in Deutschland komplett abmelden. Das war schwer – loszulassen, sein soziales Netz aufzugeben und alles, was wir haben, in diese Reise zu stecken. Und dann noch die Umstellung auf so wenig Raum, was eine Menge Kompromissbereitschaft erfordert. Die größte Hürde für mich war aber, meine Malerei aufzugeben. Ich bin freischaffende Künstlerin und hatte ein großes Atelier bei München. Meine Gemälde habe ich in die ganze Welt verkauft. Eins hängt sogar am Broadway in New York. Natürlich male ich noch. Aber ich bevorzuge großformatige Bilder, was auf so engem Raum fast unmöglich ist. Das war schon ein großer Gefallen, den ich meinem Mann getan habe – auf einer Skala von 1 bis 10 gefühlt mindestens eine 8.

Mittlerweile hat sich alles eingespielt. Unsere Kinder bekommen an Bord Fernunterricht, wir haben neue Freunde ▶